

Predigt von Hauptpastorin
Pröpstin Astrid Kleist



StJacobi

„Vom Wort, das widerständig ist“

Gottesdienst in der Predigtreihe „Hier stehe ich!“ der Hamburger Hauptkirchen
18. April 2021 | Misericordias Domini

Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen, Amen.

„Hier stehe ich und kann nicht anders!“ Kein leichtes Amt, das Gott Propheten zugedenkt. So wie einst dem Propheten Hesekiel: „Du Menschenkind, predige gegen die Hirten Israels, predige und sprich zu ihnen: So spricht Gott der HERR. Wehe den Hirten, die sich selbst weiden! Sollen die Hirten nicht die Herde weiden?“ (Hes 34,2)

Eine gefährliche Sache, sich hinzustellen und den Mächtigen den Spiegel vorzuhalten.

Propheten damals wie heute sind keine, die die Zukunft vorhersagen, wie immer wieder behauptet wird. Propheten waren und sind vor allem Kritiker der Gegenwart im Auftrag Gottes, die aufgrund ihrer Analyse des Jetzt eine Diagnose und Prognose stellen. Nicht wenige, die dies das Leben gekostet hat und deren Worte nie überliefert wurden.

Von unterschiedlichsten Hirten und Herden ist am heutigen „Hirtensonntag“ die Rede. „Der HERR ist mein Hirte“, haben wir zu Beginn mit Psalm 23 gebetet und darin Gott als Hirten bekannt. Im Buch Hesekiel, aus dem ich eben zitierte, hörten wir wiederum von Hirten, die versagt haben und ihr Amt missbrauchen.

In Hesekiels Fall waren mit ihnen die politischen und geistlichen Führer im damaligen Israel gemeint. Menschen, auf die sich das Volk nach dem Willen Gottes hätte verlassen können sollen.

Doch auch im Evangelium konnten wir hören: Da gibt es Hirten, für die ihr Beruf Berufung ist und solche, denen es vor allem um den Verdienst anstatt um die ihnen anvertraute Herde geht.

Die sogenannte Maskenaffäre unserer Zeit, in der Politiker der Korruption überführt wurden, weil sie sich persönlich an Maskenverkauf bereichert haben, hat nicht ohne Grund so viele von uns erschüttert. Weil es so besonders schmerzlich und gefährlich für eine Gruppe und Gesellschaft

ist, wenn die Schutzbedürftigkeit von Menschen ausgerechnet von denen ausgenutzt wird, die in politischer Verantwortung stehen.

Man muss keine Hirten kennen, um sich vorstellen zu können, was sich mit ihrer Arbeit verbindet. Geblieben sind sie darum seit biblischen Zeiten als Sinnbild für Schutz und Fürsorge, für die Abwehr von Gefahr und den Zusammenhalt der Herde – in der Erwartung, dass die Hütenden die Bedürfnisse und Interessen der Herde über ihre eigenen stellen.

Genau darin aber, so war auch Martin Luther überzeugt, versagten die kirchlichen und politischen Eliten seiner Zeit.

Mutig und darin durchaus den biblischen Propheten gleich, den kirchlichen Autoritäten offen zu widersprechen. Wobei Luther selbst vermutlich nicht verstanden hätte, was daran mutig gewesen sein sollte. Sah er doch für sich schlicht keine andere Wahl, als das zu sagen und dafür einzustehen, was sich ihm als wahr und richtig offenbart hatte; Gottes Urteil mehr fürchtend als das der Menschen.

Was für uns mutig daran bleibt, wirkte auf andere damals wie eine Befreiung, wie der Anbruch einer neuen Zeit, die viele sehnlichst erwarteten.

Die Kirche zu spalten indes war nicht der Wunsch und Wille dessen, der zusammen mit vielen anderen Anstoß gab zum Aufbruch der Kirche, ein Wort, in dem ja nicht zufällig das Verb „aufbrechen“ steckt.

Weil große Aufbrüche, wie es die Reformation weltweit werden sollte, aufbrechen, was an sein Ende kommen soll und darum meist nicht ohne Brüche geht, so folgenreich und auch schmerzlich diese bleiben.

Luther wollte nicht spalten. Er wollte die Herde Gottes nicht zerstreuen, noch in Gefahr bringen. Vielmehr hoffte er, sie von ihren – aus seiner Sicht – Irrwegen abzubringen. Er übte darum harsche Kritik an den Hirten seiner Zeit, die sich, ähnlich wie es der Prophet Hesekiel beschreibt, vor allem selbst zu weiden schienen und ihre Macht missbrauchten.

Als er aufgerufen wurde, auf dem Reichstag zu Worms seine Lehren und Schriften zu widerrufen und seine Kritik zurückzunehmen, war Luther dies unmöglich.

Am 18. April, auf den Tag genau heute vor 500 Jahren, formulierte Luther den historisch gewordenen Satz: „Wenn ich nicht mit Zeugnissen der Schrift oder mit offenbaren Vernunftgründen besiegt werde, so bleibe ich von den Schriftstellen besiegt, die ich angeführt habe, und mein Gewissen bleibt gefangen in Gottes Wort.“

Um die Wahrheit des Evangeliums ging es ihm, wie sie sich ihm offenbart hatte. Um den gnädigen Gott und die Freiheit, die der Glaube an diesen Gott jedem Menschen schenkt. Was er mit dieser Erkenntnis gewonnen hatte, konnte und wollte er nicht widerrufen. Gottes Wort, von dem er sich bezwungen sah, hatte ihn widerständig gemacht.

Wenn Luther neben Schriftworten auch Vernunftgründe als Maßstab anführte, dann natürlich mit einem Verständnis von Vernunft weit entfernt von dem, was wir heute in Folge der Aufklärung darunter verstehen. Für Luther blieb die Vernunft immer an den Glauben gebunden. Aber ein Glaube ohne Argumente; ein Glaube, der nicht um die Wahrheit in Auseinandersetzung mit dem Wort Gottes ringt: ein Glaube, dessen Selbstgewissheit darauf fußt, dass er den kritischen Disput und

das Selber-Denken scheut – das war für ihn kein Glaube. Hingegen wurde ihm durch sein Studium und im Gebet offenbar, welchen Trost und Trotz ihm der Glaube schenkte.

„Hier stehe ich und kann nicht anders.“

Nicht zufällig ist dieser Satz zum Inbegriff protestantischer Trotzigkeit geworden, auch wenn ihn Luther selbst so nie gesagt hat, sondern ursprünglich ein schlichtes „Gott helfe mir. Amen“ seine Rede vor dem Kaiser beendete.

„Hier stehe ich und kann nicht anders.“

Ich habe in den letzten Wochen so intensiv wie lange nicht mehr gespürt, wie sehr die Haltung, die diese Worte widerspiegeln, gerade in unserer Zeit ersehnt und zugleich kritisch beäugt wird. Denn natürlich kann sich auch jeder Querdenker diesen Satz zunutze machen, wenn er nur seinen Fokus richtig setzt. Kaum ein Satz, der wie dieser immer wieder missbraucht zu werden droht. Und doch wird darum nicht weniger wahr und wichtig, worauf Luthers Verteidigungsrede vor dem Kaiser aufmerken hilft: die Bereitschaft, für die eigene Überzeugung einzustehen. Sich im Einsatz dafür nicht von Angst leiten zu lassen. Auch wenn sie nicht grundlos ist.

Mich persönlich beeindruckt an Luthers Antwort besonders, dass er sich dem Disput nicht entzog und die Auseinandersetzung nicht scheute. Vor allem, dass er es dabei auch für möglich hielt, eines Besseren belehrt zu werden. Nur müsse man es ihm schon begründen und ihn überzeugen können.

Manche in unserer Zeit, die beunruhigt sind. Die kritisch sehen, wie Staaten im Kampf gegen die Corona-Pandemie Maßnahmen ergreifen, die sonst nur in Kriegszeiten denkbar wären. Beispiellose Einschränkungen von allgemeinen Freiheiten, die heute ohne Parlament beschlossen werden können. Die nicht für alle nachzuvollziehen sind. Deren Verhältnismäßigkeit und Wirksamkeit auch nicht allen einsichtig sind.

Kennt Not kein Gebot?!, so fragt ein kritischer Geist und wacher Zeitgenosse unserer Zeit, Heribert Prantl, in seiner aktuellen Streitschrift für die Grundrechte, die nicht in Quarantäne gehören (H. Prantl, Not und Gebot. Grundrechte in Quarantäne, München 2021). Andererseits habe ich die eindringliche Ermahnung der Kanzlerin im Ohr, mit der sie im Bundestag die sogenannte „Notbremse“ verteidigte: „Wer sind wir denn, wenn wir diese Notrufe überhören würden?“

Ich vermute, es ließe sich auch unter uns darüber streiten, wie wir die derzeitige Not und Gefahren einschätzen und was wir zu tun geboten sehen. Und wahrscheinlich würden wir uns mitunter auch erschrecken, welche Unterschiede sich unter uns auftun, wenn wir uns Einblick gäben, wo wir stehen. Zugleich mag es vielen ergehen wie mir, dass wir uns gar nicht so sicher sind, einzuschätzen, was jetzt richtig und geboten ist. Um die Pandemie endlich zu bezwingen, ohne dass die Demokratie und Freiheitsrechte Schaden nehmen.

„Ich selbst will meine Schafe weiden, und ich will sie lagern lassen, spricht Gott der HERR.“ Das sind wieder Worte Gottes aus dem Buch des Propheten Hesekiel vom Beginn. (Hes 34,15)

„Ich will das Verlorene wieder suchen und das Verirrte zurückbringen und das Verwundete verbinden und das Schwache stärken und, was fett und stark ist, behüten. Ich will sie weiden, wie es recht ist. Ja, ihr sollt meine Herde sein, die Herde meiner Weide, und ich will euer Gott sein, spricht Gott der HERR.“ (Hes 34,16.31.)

Für mich steckt in diesem prophetischen Wort der Trost Gottes, den es immer wieder braucht, auch um trotzig und widerständig zu sein, wenn es geboten scheint.

Zugleich ein Trost, der mich daran erinnert, dass Gott der Hirte der Herde ist. Und keinen Gefallen daran hat, zu sehen, wie Einzelne verloren gehen oder unter die Wölfe zu geraten drohen. Dass es allzumal in Zeiten von Not umso wichtiger ist, zusammenzubleiben. Sich nicht auseinanderreißen zu lassen. In aller Unterschiedlichkeit, die auch zu uns gehört. Dass wir Haltung an den Tag legen, wenn es gilt, für das Wohl der Herde oder eines verlorenen Schafes einzustehen. Nicht die Schafe zu zählen, sondern mit den Hirten zu sprechen, wenn sie drohen, Maßstab und Orientierung zu verlieren. Zugleich immer damit zu rechnen, dass auch wir irren können und dann bedürfen, dass man uns hilft, den Weg wieder zu sehen.

Und der Friede Gottes, der höher ist als all unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus, Amen.